



Gratisbeilage zur „Heissenheimer Zeitung“.

Die Franzosenuhr.

Ein Kriegsroman von Alwin Römer.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

„Also gemeiner Leichenraub!“ rief George Fernier verächtlich.

„Wenn nichts Schlimmeres!“ warf der Verteidiger achselzuckend hin. Das Lächeln, das seinen dabei auffallend groß erscheinenden Mund umspielte, gab dem an sich gut gebildeten Gesicht einen Zug von Niedrigkeit, der trotz der wohlgepflegten goldschimmernden Zähne abstoßend wirkte.

„Ja, sie sollen stehlen wie die Raben, diese Deutschen!“ seufzte die Hausfrau bekümmert und warf einen Blick über ihre Bronzen und Rippfiguren auf Kamininseln und Zierstränken, als hege sie heimliche Befürchtungen um diese Schätze ihres Heims.

„Beruhige dich, Tante Cecile,“ nahm Hauptmann Fernier das Wort. „Sie sind im Grunde genommen ganz anständige Kerle, wenigstens die, mit denen ich als Georgette Raifort ein paar Wochen lang herumkoffettierte! Ausnahmen natürlich gibt's überall. Auch bei uns. Von Tommy Atkins gar nicht zu reden, der den Krieg nun einmal als Geschäft betreibt und ohne tüchtige Beute nicht auf seine Kosten zu kommen wähnt!“

„Die Engländer sollen sich wie die Teufel benehmen!“ klang Madelons Stimme in bedrückter Erregung auf. „Kapitän Cardon hat bei einem abgeschnittenen Finger mit kostbaren Ringen gesehen...“

„Kapitän Cardon ist ein Narr. Glaub ihm nicht!“ unterbrach sie der Gerichtsrat wütend. „Eigentlich müßte man auch ihn vor das Kriegsgericht fordern. Wegen Verleumdung unserer Bundesgenossen!“

„Und wenn er Zeugen bringen könnte, daß alles wahr ist, wenn er...“

„Still, holde Madelon,“ fiel ihr George ins Wort. „Es kommt ja nicht so weit! Wir müssen gegen diese Marmelade-Soldaten auch nach anderer Seite hin ein Auge zudrücken, bis der Krieg vorüber ist! Die Hauptsache liegt doch darin, daß wir mit ihrer Hilfe endlich den Feind aus dem Lande treiben! Darin wird dein Kapitän Cardon nicht anders denken, hoffe ich!“

Madelon schwieg. Aber ihr Gesicht hellte sich nicht wieder auf. Dr. Belette nahm endlich wieder das Wort. Er hatte ein Notizbuch vorgezogen und einen Blick auf die zuletzt beschriebene Seite geworfen.

„Der Gefangene behauptet, den von unseren Truppen vernachlässigten Unteroffizier — der Name tut ja hier nichts zur Sache — gerettet und in deutsche Pflege geschafft zu haben. Aus Dankbarkeit habe ihm der Mann dann seine Uhr aufgedrungen, da ihm während der Rettungstat durch einen Schuß die eigene zerstört worden sei!“



Zur Verteidigung bereit. Nach dem Gemälde von E. Read.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Frecher Schwindel! Nichts weiter!“ knurrte höhnisch Dubigneau.

„Er beantragt . . .“

„Selbstverständlich beantragt er!“ spottete Dubigneau.

„Ich weiß schon. Wir sollen uns ein paar Monate an der Nase herumführen lassen! Den verwundeten Unteroffizier in Deutschland suchen! Mit Hilfe der Schweiz! Oder Hollands! Auch Amerika dürfen wir in Trab setzen, alles um einen gemeinen Räuber noch ein paar Monate vor dem Galgen zu bewahren! Wer weiß, vielleicht wird unterdessen Friede, und der Schlangkopf entwischt uns zuguterletzt noch durch eine diplomatische Hintertür. Aber da hat er denn doch die Rechnung ohne unser schwer verletztes Gerechtigkeitsgefühl gemacht! Ich sprach mit General Lancret, der den Vorfall führen wird. Wir haben die Schwester des Beraubten — wie heißt er doch gleich?“

„Spechtlin, Gaston Spechtlin!“ gab der Rechtsanwalt nach einem Blick in seine Aufzeichnungen Auskunft.

„Wir haben also Fräulein Spechtlin aus Montbéliard geladen. Wenn ihr Bruder wirklich noch lebt, muß sie inzwischen längst Nachricht von ihm erhalten haben. Auch über die Mhe soll sie eine Aussage machen. Ein paar Leute aus des Unteroffiziers Regiment sind schon verhört worden. Sie wußten nichts von den tagelangen Hilferufen, die der jamose Preussien gehört haben will. Spechtlin ist nach ihrer Ueberzeugung bei einem Sturmangriff gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Die Aussagen sind beschworen. Weiß die Schwester mehr: gut so lassen wir uns belehren! Weiß sie aber nichts, so ist der Fall für uns erledigt. Punktum! Ich möchte wissen, ob sie drüben auch nur halb so viel Umstände machen!“

Der Auditor hatte sich in Wut gesprochen. Er ließ sich nicht abbringen von dem Bilde, das er sich sofort über diesen „Fall“ geschaffen. War er dreißig Jahre im Justizdienst tätig gewesen, um sich von einem solch raffinierten Beutejäger ein Schnippchen schlagen zu lassen? Das hätte gefehlt zu all den Sorgen und Bedrängnissen dieser halb aus den Fugen gegangenen Zeit!

Nein, er war fertig mit seinem Urteil. Und nicht der geringste Zweifel tauchte je in ihm auf, daß es gerecht sei.

Nicht anders erging es Dr. Belette, der aus der Uebereinstimmung mit dem einflussreichen Dubigneau sich eine kleine nette Stufe in seiner Streber-Karriere zu zimmern gedachte. Und die alten Generale mit ihrem Herzen von Gift und Galle gegen die kühnen Eroberer, die nun seit Monaten ihre festen Stellungen behaupteten, so oft sie auch schon durch papierne Angriffsbefehle und ausgeklügelte englisch-französische Pläne hatten über den Rhein zurückgeworfen werden sollen: diese alten im Rechtsweisen wenig erfahrenen Gaudegen würden es nicht besser wissen wollen. Im Gegenteil General Lancret hatte mit Genugthuung davon gesprochen, diesen Fall als Beweis für die Verkommenheit des deutschen Offizierkorps öffentlich bekanntzugeben.

„Wie sagten Sie, Dr. Belette? Gaston Spechtlin hieß der Beraubte?“ erkundigte sich nach einigem Zögern Hauptmann Fermier.

„Ganz recht!“

„Um . . . den Mann habe ich gefragt! Er muß damals in der Kompanie des Hauptmanns Gutin gestanden haben!“

„Wann: damals?“ forschte Madelon.

„Als ich Fräulein Georgette münzte!“

„Und wo stand da die Kompanie Gutins?“

„Genau mir gegenüber. Zu Gutin ging unser heimliches Telefon!“

„Aber sagtest du nicht vorhin, gerade die Deutschen, mit denen du da zu tun hattest, seien sehr brave Leute gewesen?“ fragte sie erregt.

„Dreh' mir keinen Strick, liebe Madelon; ganz so begeistert habe ich von ihnen denn wohl doch nicht gesprochen!“

„Doch, das hast du! Und es wäre nur deine Menschenpflicht, das auch vor dem Kriegsgericht zu wiederholen!“

„Vollständig zwecklos! Ausnahmen habe ich ausdrücklich zugegeben. Der Keel ist eben einer davon!“

„Und ich halte ihn für unschuldig!“ rief das schöne Mädchen furchtlos und ließ sich durch die erstaunten Blicke der Männer ebensowenig als durch das Händeringen Tante Ceciles einschüchtern.

„Ah, du bist verliebt in ihn!“ stieß George Fermier betroffen hervor.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann!“ wollte ihr Belette, den günstigen Augenblick benützend, zu Hilfe kommen. Aber sie verstand es sehr gut, sich ihrer Haut selbst zu wehren.

„In meinem bedrückten Herzen wohnt weder der Leichtsin noch die gefährliche Entzündbarkeit des deinen, lieber Vetter!“ erklärte sie, sich mit stolzer Willenskraft zur Fassung zwingend. „Du wirst nach dieser häßlichen Entgleisung also wohl verstehen, wenn ich Herrn Dr. Belette bitte, mich zum Lazarett zurück zu begleiten, wo in einer Viertelstunde mein Nachtdienst beginnt! . . . Gute Nacht, Onkel Dubigneau! Und zu keinem Unrecht, auch einem Feinde nicht! Gute Nacht, Tante Cecile!“

George Fermier erhielt nur ein kühles Nicken des in Blut getauchten schönen Hauptes zum Abschied. Er biß sich zornig auf die Lippen, während Belette noch ein paar geflüsterte Worte an Dubigneau richtete und der Dame des Hauses wiederum berehrungsvoll die Hand küßte.

„Kavalierspflicht, zu gehorchen!“ raunte er nun dem Hauptmann zu und reichte ihm die Hand. Mit fast beleidigender Kälte berührte sie Fermier, um sie sogleich wieder loszulassen. Und wütend blickte er dem sich entfernenden Paare nach.

„Dieser Dr. Belette ist ein Kriecher, ein elender Maulschwächer! Pfui Teufel über solch einen faden Burschen!“ polterte er los, als er die Haustür endlich zuschlagen hörte. „Ich werde ihn mir vor die Klinge fordern, den Laffen!“

17.

Während Onkel und Tante, denen der Vorfall nicht weniger die Laune verdorben hatte, ihn mühsam zu beruhigen suchten, sagte draußen auf der dunklen Straße der beglückte Dr. Belette zu dem entzückenden Geschöpf, das ihm eine wundervolle Laune des Schicksals an den Arm gehängt hatte:

„Ich habe Sie schon lange einmal näher kennen lernen wollen, Fräulein Dubigneau . . .“

„Ich heiße Wittmann, Herr Doktor!“ belehrte sie ihn ruhig.

„Wittmann?“ wiederholte er erstaunt. „Und ich glaubte, der Herr Gerichtsrat wäre der Bruder Ihres Herrn Vaters?“

„Das war mein Stiefvater, Herr Doktor!“

„So, so!“ murmelte Belette interessiert. Sofort setzte sich der Gedanke in ihm fest, nachzusehen, ob dieses Fräulein Wittmann nunmehr noch die begehrten Partien sei, für die er sie als ein echtes Fräulein Dubigneau gehalten! Es gab da Möglichkeiten, die ihn vorläufig recht zur Vorsicht nötigten.

„Der Name klingt ja fast deutsch!“ lenkte er das Gespräch, ohne auf seinen Anfang zurückzukommen, weiter.

„Er ist es auch. Mein Vater war Elsäßer!“

„Na, wenn nur das Herz französisch ist!“ sagte er pathetisch. In seinem Veruse beherrschte er dieses Register mit großer Geläufigkeit.

Sie antwortete nichts darauf. Es war ihr halb und halb leid, sich diesen Phrasendrescher für den Heimweg anvertraut zu haben. Warum mußte George sie so häßlich verlegen mit seinem eifersüchtigen Wort? Sie wäre viel lieber mit ihm gegangen, obwohl sie seinen Unwerbungen gegenüber kühl bis ans Herz blieb. Aber er war ihr denn trotz aller seiner genussüchtigen Flatterhaftigkeit zehnmal angenehmer als dieser eitle Bursche, in dessen Nähe sie mit jeder Sekunde mehr zu spüren meinte, daß er hinterhältig und unwahrhaftig sei.

An George hätte sie sich — wenn vorhin das Wort nicht gefallen wäre — ruhigen Herzens gewandt, im Interesse des so schmachlich verdächtigten Feindes irgendwas Hochherziges, Beistandleistendes zu unternehmen. Diesem Rechtsanwalt gegenüber wollte ihr kein Wort über die Lippen.

„Sie sind so schweigsam, gnädiges Fräulein!“ begann er jetzt aufs neue. „Hat Sie das taktlose Wort des Herrn Hauptmanns so maßlos verstimmt, daß Sie es nun auch mich entgelten lassen müssen?“

„George Fermier ist ein Rindskopf, der manchmal nicht überlegt, was er spricht! Ich glaube, ganz das Gegenteil von Ihnen, Herr Doktor!“

Er wiegte wohlgefällig den Kopf zu ihren Worten, die er als eine artige Schmeichelei auffaßte.

„Wenigstens würde ich mir nie gestattet haben . . .“ versicherte er eifrig.

„Auch wenn Sie derselben Ansicht gewesen wären!“ ergänzte sie mit leisem Spott.

„Davon könnte doch im Ernst niemals die Rede sein!“ behauptete er. „Im Gegenteil, meine ich, es kostet Sie sicher eine starke Selbstüberwindung, für einen Feind unseres geliebten Frankreich diese Banze zu brechen. Ich irre mich nicht.

„Für einen meiner Ueberzeugung nach Unschuldigen um Gerechtigkeit zu bitten, bedarf es keiner Selbstüberwindung, Herr Doktor! So viel menschliches Gefühl traue ich jedem anständig denkenden Zeitgenossen zu!“ entgegnete sie kühl.

Die Vergeltung.

Zum Propheten kam ein junger Mann und sprach:
Gottgeandter! meine Mutter alt und schwach
Lebt bei mir, ich geb' ihr Wohnung und Gewand,
Trank und Speise geb' ich ihr mit meiner Hand,
Hebe sie auf meinen Arm und lege sie,
Sommers kühl und Winters warm, und pflege sie;
Hab' ich ihr vergolten? Der Prophet sprach: nein!
Nicht vergolten, aber wohl getan und fein.
Nicht den zehnten Teil vergaltst du, mein Sohn,
Doch Gott gebe dir fürs Kleine großen Lohn!

Rückert.

„Um . . . Ihre Ueberzeugung in Ehren; aber wir alle waren doch tatsächlich entgegengesetzter Meinung!“

„So werden Sie also den Versuch nicht machen . . .“

„In Deutschland Erkundigungen einzuziehen? Es ist eigentlich Torheit! Aber weil Sie dadurch beunruhigt scheinen, will ich noch heute Abend ein Telegramm an das Komitee in Genf richten, das sich für Nachrichten-Vermittlung dort gebildet hat. Sie werden sehen, daß es erfolglos verläuft! Aber Sie sollen nicht jagen können, daß Dr. Belette Ihnen einen Dienst verweigert hätte!“

„Das freut mich von Ihnen, Herr Doktor! Bitte, halten Sie Wort!“

„Aber selbstverständlich!“ beteuerte er. Hätte sie sehen können, wie das verzerrende Lächeln dabei sein Gesicht überflog, das sie schon einmal als etwas seltsam Abstoßendes empfunden hatte, sie würde seiner Versicherung ihr ganzes Mißtrauen entgegengesetzt haben.

Inzwischen waren sie vor dem Lazarett angelangt. Wie zum Dank für seine Bereitwilligkeit reichte sie ihm ihre Rechte, auf die er ein wenig zu absichtsvoll seine Lippen drückte.

„Wo werden Sie morgen Abend Schwester feiern, Fräulein Wittmann?“ fragte er darauf und hielt sie noch einen Augenblick an der Hand fest.

„Ich habe mit meinen Pfleglingen zu tun!“ entgegnete sie ernst. Aber auch sonst würde es mir widerstreben, in dieser beklemmenden Zeit Feste zu feiern!“

„Sagen Sie das nicht! Die beklemmende Zeit dürfte nunmehr vorüber sein. Vielleicht noch in dieser Nacht überrascht uns die Nachricht von einem erfolgreichen Durchbruch Joffres bei Arras oder in den Argonnen. Das Blättchen hat sich gewendet, verlassen Sie sich darauf!“

„Und wenn Sie sich doch täuschen?“ fragte sie, plötzlich aufhorchend.

„Meine Nachrichten stammen aus bester Quelle!“ prahlte er. Aber dann drang auch an sein Ohr das sonderbare Geräusch, das sie stutzig gemacht hatte. Es war ein eigentümliches Surren und Brausen, das sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte und auf geheimnisvollen Schwingen über die Dächer herangeschwebt kam. Dazu knatterten auf einmal Schüsse auf. Ein Scheinwerfer huschte über den dunklen Himmel. Ein paar Kanonenschläge aus nächster Nähe donnerten dazwischen. Gelbende Angstrufe mischten sich darein und wirr und planlos liefen plötzlich die Leute über die eben noch fast menschenleer gewesene Straße.

„Teufelei und kein Ende!“ schrie der sieges sichere Dr. Belette betroffen. „Das ist doch wahrhaftig wieder eins der verdamnten deutschen Höllenschiffe!“

„Ein Zeppelin! . . . Ein Zeppelin!“ jammerten, in wilder Angst wie gebannt zum Himmel starrend, die Weiber. Soldaten durchquerten im Bauffschritt die Straße. Der Tumult wurde immer fürchterlicher.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Vögel im Kriegswinter.

Niemals war der Winter den Vögeln ein guter Freund, immer mußten sie im Kampfe gegen dessen Härten ihr kleines Leben verteidigen bis zum Nahen des Frühlings, aber niemals war der Winter so mitleidslos, wie in diesem Kriegsjahr.

Wie wenige von den Millionen Menschen, die heute unter Weh, Not, Sorgen und Leiden, körperlichen wie physischen, seufzen, denken an die kleinen Lebewesen draußen in der Natur, an unsere kleinen Sänger.

Und doch werden wir sie nötiger denn je haben, unsere lieben, zwitschernden, trillernden und singenden Baugäste, wenn dieser Winter im Schwinden ist und der Friede sein Einzugslied verkünden will.

Wo werden wir am ehesten Trost und Kühlung für all die ungeheuren Wunden finden als mitten im Grünen unter der jauchzenden, lebensvollen Vogelwelt.

Werden sie aber dann auch da sein, wenn wir sie suchen werden? Das ist die große Frage! Und diese Frage birgt mitten drin ein ganzes Stück von Liebe und Fürsorge.

Ist es etwa, wie manche Menschen glauben, heute in den Zeiten der höchsten Lebensmittelteuerung, eine unnütze und wertlose Handlung, wenn wir Proteste für die Vögel sammeln und dadurch ihre frierenden und zitternden Körper vor dem Verderben schützen? Vielleicht auch die Tat, täglich etwas Hafer, Hirse und Hafer auf die unfruchtbare Schneefläche zu streuen?

Keine Notstandsaktion wird durch solche minimale Abgabe der Menschen an die kleinen Singetiere hervorgerufen, niemand geschädigt. Doch überlegen wir einmal, wenn im nächsten Frühling unsere schlagkräftigen Amseln, unsere beweglichen Meisen, unsere prächtigen Haubenlerchen und unsere piepsenden Spatzen das Naturbild nicht beleben werden, welchen Schaden unsere Seele, unser ganzer, nach verjüngender und versöhnender Kraft sich sehrender und tiefbedrückter Organismus nehmen muß.

Gerade in der Großstadt gebrauchen wir im nächsten Frühjahr mehr Leben und Lust und erquickendes Aufjauchzen in den Zweigen, als je zuvor. Darum lassen wir die Vögel nicht hungern, das ja gleichbedeutend mit Zugrundegehen ist.

Betrachten wir es als ein kleines Fürsorgeamt in Kriegszeit, täglich eine kleine Nation an die Vögel zu geben.

Wer diese langjährig beobachtet hat, wer diese feine Vogelpsychik kennen gelernt hat, der weiß, wie rührend z. B. die Haubenlerchenpärchen sind, die selbst an den kältesten Wintertagen jauchzend in

der Luft kreisen und vor ihrer Nährmutter fiegend aufschlagen, wenn sie sie kommen sehen. Wie flug und intelligent diese Tierchen sind, weiß derjenige, der ihnen ihre Futterplätze unter Schnee und Steinen formt, um sie vor den Krähen zu schützen. Ich kenne eine ungemein warmherzige Vogelmutter, die ihren Lieblingen, den Haubenlerchen, die viele Winter überleben können, immer für zwei Tage ihr Futter weit hinaus hinter der Umgürtelung der Stadt, auf freie Wiesen trägt; sie findet nach dem zweiten Tag immer noch einen kleinen Rest von Nahrung, so gut wissen sie hauszuhalten, mit dem was sie bekommen.

Sind die Felder unbeschnitten, dann finden sie wohl immer ein paar Körnchen, aber bei Frost und Schnee sind sie der Mähe und dem Hunger preisgegeben und gehen scharenweise zugrunde.

Menschenleid, Menschenkrankheit und Not, all die Begleiter von Krieg und Zerstörung, bedrängen uns, wir müssen unsere Hilfskräfte rufen, um durchzuhalten. Überall regt es sich von sozialer Hilfsbereitschaft, von heldenhaftem Hilfsopfermut, aber die Tiere, die gesiederten Tiere will man heute nicht in Schutz und Fürsorge nehmen.

Manch einer will es als Sentimentalität deuten, daß man jetzt auch an unsere Vögel denken soll. Wie leicht vergißt man doch, daß der Krieg glücklicherweise nur ein vorübergehender Ausnahmezustand ist und wie wir wieder langsam zu allen gewohnten Umständen der langjährigen Friedenszeiten kommen.

Niemand wird durch die Kraft, diese werdende, lodende, fruchtbare Kraft leugnen können, die vom Liebe der Vögel kommt, sie hat teil an allem Werden, Wachsen und Neugebären in der Natur. Wenn der Vogelsang und das ganze lebendige Treiben der Tiere im grünen, freien Naturbilde schwächer wird, dann wird auch der Menschenschlag schwächer, denn Menschenleben und Natur stehen in reicher Wechselbeziehung. Das sind Kräfte, die wir ebenso psychisch wie physisch aufnehmen und deren geheimen Wirkung wir uns nicht entziehen können.

Wie viele Völker verehren in den Tieren die Gottheit, wir wollen nicht so weit gehen, wir wollen nur in den Tieren auch Lebewesen sehen, die oft viel intelligenter und dankbarer das Menschliche erwidern, als manche Menschen.

Wir wollen sie darum aus unserer Kriegsfürsorge nicht ausschalten, im Gegenteil, wo wir Verwundeten und Notleidenden helfen, nicht der Lieberlänger vergessen, die unsere Krieger und uns alle am ehesten die schicksalschweren Zeiten vergessen machen werden.

Die Vögel sind dankbar, seien wir es nicht weniger. Malen-Bone.

Bilder aus großer Zeit.

Rumänische Kiesenverluste. Unser Bild zeigt eine Schwarmlinie gefallener rumänischer Soldaten, die durch Flankierungsfeuer von Maschinengewehren weggerastet wurden. Diese furchtbare Wirkung von gut in Stellung gebrachten Maschinengewehren kann man hier am besten erkennen.



Rumänische Kiesenverluste.

wo eine lange Reihe von Soldaten, die sich hinter einem kleinen Damm zum Schutz und Verteidigung versammelt hatten und ihre Gewehre bereithielten, von in der Flanke aufgestellten Maschinengewehren vernichtet wurden. — Ein „Krematorium“ hinter der Front. Diese Öfen werden zur Verbrennung von Lebertesten aller Art und Kehricht gebraucht. Um event. Epidemien vorzubeugen, sind an allen Fronten die strengsten hygienischen Maßnahmen ergriffen worden.



Ein „Krematorium“ hinter der Front.

Lustige Ecke.

Im Eifer oder: Der beleidigte Mäcen.



„Ah, meisterhaft, in der That meisterhaft! Ich biete Ihnen schon jetzt 10000 Mark für das Bild!“

Untrügliches Zeichen.

A: „Wie ich hörte, soll ja unser neuer Amtmann ein äußerst freundlicher Mensch sein. Können Sie das bestätigen?“

B: „Vollkommen — er ist die verkörperte Liebenswürdigkeit! Denken Sie sich nur, gestern hat er sogar gelacht, als ihn — unser Vater rasierte!“

Beim Verhör.

Richter: „Sind Sie schuldig oder nicht?“
Angeklagter: „Das müßens halt selber rausfinden, dazu seins doch da!“



„Wahrhaftig? Oh, Baron! Verfluchter Pinsel!“

Vertraulich.

Leutnant: „Hast Du dem Fräulein das Putzset übergeben?“

Bursche: „Ja, Herr Leutnant. Ist die aber schön! Wollen wir die nicht heiraten, Herr Leutnant!“

Zur Farbenlehre.

Was ist grau? Wenn im grauen Altertume beim Grauen des Aschermittwochs ein in der grauen Theorie ergrauter Kutscher mit seinen Grauschimmeln durch die Grauwaderformation von Graublinden fährt.

Aehnlichkeit.

Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem Geden und einer Uhr? — Man zieht beide auf und läßt sie laufen.



„Mein Herr, — welchen Ausdruck erlauben Sie sich?“